

„Ich leide, also bin ich“

Ein neuer Gedichtband des Mannheimer Autors Hans Peter Schwöbel

„warten wir nicht darauf / daß die / die macht haben / eines tages auch / kraft haben werden ... warten wir nicht / bis man uns / unseren platz zuweist / bis wir unseren anteil / leben abholen dürfen.“ Und abschließend in Sperrdruck: „wir müssen uns das leben nehmen / wir müssen uns das leben geben.“ Hans Peter Schwöbel, seit 1952 in Mannheim lebend, in Jugend- und Erwachsenenbildung tätig und inzwischen promoviert, schreibt schon seit mehr als zehn Jahren Lyrik und aphoristische Kurztexte. Seine neuen Gedichte, gesammelt in dem Band „Wir müssen uns das Leben nehmen“ (Edition Quadrat in der Buchhandlung Ludwig, Mannheim, 82 Seiten, 12 Mark) sind unbequeme Gedichte, die rücksichtslos den Finger auf Wunden legen, kaum Verheiltes wieder aufkratzen, um bequemer, satter Selbstzufriedenheit und träger Vergeßlichkeit entgegenzuwirken. Denn „ich leide / also bin ich.“

Schwöbels aufs äusserste verknappten Gedichte bleiben aber nicht stecken im schlichten Notieren von Unzulänglichkeiten. Der Aufruf folgt: „wir sind da und / wir werden gebraucht ... aus den steinen / der brücken / die wir hinter / uns abbre-

chen / neuen weg bauend / tag und nacht.“

Immer ist die Bereitschaft mitzuhelfen, aufzubauen, in den entschiedenen, straff formulierten Texten ablesbar. Wachsein, etwas tun: „es ist nicht zeit / mit weichen fingern / in den Haaren / unserer traurigen gedanken / zu spielen.“ Schwöbel, der nach mehreren Studienaufenthalten in Ländern der Dritten Welt Armut und Unterdrückung kennengelernt hat, provoziert den Aufstand. Nicht den mit Waffen, sondern den mit Worten, „wo wir doch / wissen dass / unsere gefährten / in südamerika / das wort / liebe / mit blossen händen / in die gefrorenen / wände ihrer gefängnisse / kratzen / während / ihnen folterer / hass / scharf unter / die haut reiben.“

Nähe offenbaren, Widersprüche zur Sprache bringen, Schneide sein und Hoffnung: so umschreibt der Autor selbst seine Intention. Er beruft sich dabei auf Ernst Bloch, der in „Prinzip Hoffnung“ formulierte, die Wurzel der Geschichte sei „der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch.“ Nicht viele Autoren bekennen sich ähnlich eindeutig zu einem so klar umrissenen Ziel ihres Schreibens. Almuth Hochmüller